

Aus gutem Grund enthält fast jede Rede einen Dank für die Einladung. So soll es auch heute sein. Ganz ausdrücklich möchte ich Ihnen danken. Denn es ist binnen fünf Jahren schon das zweite Mal, dass Sie einen Bundespräsidenten bitten, Ihr Festredner zu sein, nachdem schon Bundespräsident Horst Köhler den versammelten Mitgliedern der Bundespressekonferenz zum 60. Jubiläum ins Gewissen geredet hat, und zwar ziemlich pointiert.

Etliche Teile von Horst Köhlers Analyse zur Lage des deutschen Journalismus könnte ich heute wieder vortragen. Sie waren vor fünf Jahren treffend, und sie wären es heute. Aber Medienmenschen mögen das Alte, das schon Gehörte nicht so gern. Ihr Geschäft sind die News. Deshalb möchte ich heute über ein Phänomen sprechen, das uns zwar schon länger begleitet, aber doch zunehmende Bedeutung für den Journalismus und die Gesellschaft als Ganze gewinnt: die Beschleunigung der Informationsvermittlung und ihre Folgen.

Doch zuvor ein Wort über Ihre Arbeit, über Ihre Arbeit in der Bundespressekonferenz, einer Institution, die auch 65 Jahre nach ihrer Gründung weiterhin einmalig ist auf der Welt. Andersorts äußern sich Regierungsvertreter meist nur dann, wenn sie es für richtig halten – zu Themen, die sie formulieren, an Orten, die sie für geeignet befinden und vor einem Teilnehmerkreis, den sie festlegen. Bei uns in Deutschland geschieht das alles vielfach nicht von Regierungsseite, sondern durch eine regelmäßige Pressekonferenz, die von Journalisten, von einem eingetragenen Verein, also gewissermaßen zivilgesellschaftlich organisiert wird. Presserecht als Bürgerrecht. Die Bundespressekonferenz besitzt etwas ganz Wesentliches: Organisationsmacht. Wer Termine und Themen setzt, der nimmt Einfluss. Die Bundespressekonferenz hat sich eine Schlüsselposition im demokratischen Diskurs erobert – und erhalten. Sie ist eine der institutionellen Grundlagen dafür, dass die Hauptstadtresse ihre Rolle als Teil der vierten Gewalt effizient ausüben kann. Sie ist gelebte Pressefreiheit. Sie ist auch einer der Garanten dafür, dass die Bevölkerung am Prozess von Information und Willensbildung teilnehmen kann.

Zugleich aber mutet die Hauptstadtresse – also auch die Mitglieder der Bundespressekonferenz – der Bevölkerung einiges zu. Manchmal beschleicht mich der Eindruck, eine Nachricht wird nur deshalb publiziert, weil sie dran ist, nicht weil etwas drin ist. Weil etwas los sein muss, nicht weil etwas los ist. Weil man unbedingt der Erste sein will. Die drei Quadratkilometer rund um Ihr Gebäude am Schiffbauerdamm sind gegen das, was manche Medienhype nennen, keineswegs immun. Im schlimmsten Fall nach dem Motto: Hauptsache, der Ticker läuft! Das Tempo, mit dem dann Themen durch die Arena gejagt, Nachrichten produziert und dementiert, Standpunkte verbreitet und relativiert werden, ist einfach atemberaubend. Dass vorbei ist, was einst – vielleicht euphemistisch – Bonner Beschaulichkeit hieß, wissen wir schon lange. Aber ich fürchte, die Taktzahl ist inzwischen so hoch, dass größere Teile der Bevölkerung in Deutschland den Berliner Betrieb noch stärker als etwas empfinden, das mit der eigenen Lebenswirklichkeit nur wenig zu tun hat. Wenn ich bei Besuchen im Land mit Menschen ins Gespräch komme, wird mir diese Diskrepanz besonders deutlich.

Es liegt in der Natur der Sache, dass die Hauptstadtjournalisten den Debatten in der Fläche meistens ein Stück voraus sind. Aber es wird bedenklich, wenn beides fast losgelöst voneinander stattfindet, wenn unterschiedliche Geschwindigkeiten die Gefahr nicht erst erzeugen, wohl aber erhöhen, dass der nationale Diskurs – und genau den prägt ja die Bundespressekonferenz mit –, dass dieser nationale Diskurs sich zunehmend aufspaltet in eine Elitendebatte und eine Bürgerdebatte.

Als Urgrund allen Übels wird oft die zunehmende Beschleunigung identifiziert, die Geschwindigkeit, mit der Informationen heutzutage verarbeitet und kommuniziert werden. Beschleunigung ist natürlich kein deutsches Spezifikum. Und sie ist kein Spezifikum des Zusammenwirkens von Journalismus und Politik. Sie ist Konsequenz einer globalen technologischen Entwicklung, deren Kern derzeit die explosive Entwicklung des Internet ist. Ich sage "derzeit", weil bekanntlich auch frühere Epochen Technologiesprünge kannten und darauf mit Kulturkritik reagierten. Das begann schon ganz früh. Platon lehnte die Schriftkultur ab, weil er fürchtete, dass das Aufschreiben die Menschen denkfaul, vergesslich und urteilsschwach machen würde. Die Erfahrung der Beschleunigung ist gerade der industriellen Moderne ein ständiger Wegbegleiter – ebenso wie die Klage über deren Nebenwirkungen. Denken wir nur an die Erfindung

der elektronischen Schreibmaschine und des Personal Computers. Sie erzeugten die Angst, der gute Stil und der ganze Denkprozess seien in Gefahr.

Über manche alte Horrorvision schmunzeln wir heute. Aber viele schmunzeln keineswegs, wenn sie die Warnungen vor dem sogenannten Turbojournalismus des Internetzeitalters hören. Als der französische Theoretiker Paul Virilio vor fast 20 Jahren die "Tyrannei der Echtzeit" beschrieb, fanden sich viele Skeptiker bei ihm wieder. Und einen großen Teil dieser Kritik vernehmen wir bis heute: etwa über die Verarmung der Inhalte im digitalen Zeitalter, das nur "Ja" und "Nein", nur "Daumen hoch" oder "Daumen runter", im besten Falle die schnelle Schlagzeile kenne. Und wir hören weiterhin die Sorge vom Ende der niveaувollen Berichterstattung. Auf der anderen Seite des Meinungsspektrums stehen jene, die im Internet deutlich mehr Chancen als Risiken sehen, auch für den Journalismus und besonders die Hauptstadtberichterstattung. Sie loben, dass im Netz ein jeder Gehör finden kann, dass die Schwelle zum Publizieren sinkt, dass Bürger sich beteiligen oder so auch Journalisten kontrollieren können. Sie sehen im World Wide Web einen Demokratisierungsmotor, eine neue Plattform für die aufgeklärte Gesellschaft, so eng vernetzt und so gut informiert wie nie zuvor. Der Hauptstadtjournalismus kennt beide Seiten dieser Debatte. Er leidet unter der Beschleunigung – und er lebt zugleich von ihr. Mancher sieht sich existenziell bedroht, anderen eröffnet sich ein neues Geschäftsfeld. In der Onlinewelt steht auf Knopfdruck ein viel größerer Fundus an Quellen zur Verfügung, als wir es von klassischen Bibliotheken und Archiven gewohnt waren. Nie konnten Journalisten sich schneller und tiefschürfender informieren. Nie mussten sie aber auch Informationen schneller verarbeiten. Nie mussten sie in kürzerer Zeit die Glaubwürdigkeit ihrer so schnell erreichbaren Quellen prüfen und sich dann ein eigenes Urteil bilden.

Wenn es um Berichterstattung und harte Fakten geht, um kurze Meldungen, dann lässt sich diese Aufgabe nach meiner Beobachtung besser bewältigen, als wenn Analyse und Bewertung in den Vordergrund treten. Denn wer interpretieren und kommentieren will, der braucht nicht nur eine solide recherchierte Grundlage, sondern auch Gelegenheit zum Nachdenken. Qualität braucht Zeit. Sonst ist die Gefahr groß, dass nur das nächstliegende Klischee wiederholt und vorschnell der Stab gebrochen wird über Menschen und Ideen. So entsteht das Gerücht, die Vorverurteilung, der Skandal, der vielleicht gar keiner ist. So geraten Behauptungen in die Welt, die nur schwer rückholbar sind, und Urteile über Menschen, die haften bleiben, eben auch Fehlurteile. Und wir wissen doch nach zahlreichen selbstkritischen Wortmeldungen im deutschen Journalismus des zurückliegenden Jahres, dass wir eigentlich nicht nur über abstrakte Gefahren sprechen, sondern über konkrete Sachverhalte.

Innerhalb der besagten drei Quadratkilometer Berlins gilt irgendwie alles als eilig, auch das, was der Entschleunigung, der intensiven Betrachtung und der doppelten Prüfung bedarf. Genau darin liegt das Problem: Es ist der Umgang mit der Beschleunigung, nicht einmal die Beschleunigung selbst.

Qualitätsjournalismus, wie wir alle ihn wünschen müssen, ist ein Journalismus, der Versuchungen erkennt und ihnen widersteht. Es darf nicht zur Regel werden, dass Themen, die eigentlich einen langen Atem brauchen, schnell wieder von der Agenda verschwinden. Stattdessen sind diejenigen Leser, Hörer und Zuschauer zu unterstützen, die fragen: Was ist eigentlich aus dem Regierungsvorhaben vom Jahresbeginn geworden? Was aus der Person, die vor kurzem noch im Mittelpunkt eines Skandals stand? Und was aus dem Kriegsgebiet, über das vergangene Woche noch ausführlich berichtet wurde? Welche Angst wurde durch den Brandbeschleuniger Hysterie zu einem Massenphänomen – und welche ernsthafte Bedrohung wurde verniedlicht oder gar nicht wahrgenommen?

Es wäre wohlfeil, heute Abend bei Ihnen die alleinige Verantwortung für dieses Phänomen abzuladen. Auch Schloss Bellevue liegt inmitten der besagten drei Quadratkilometer. Ebenso der Bundestag und die meisten Regierungsgebäude. Es sind nämlich nicht nur Journalisten, die jeden Tag der neuesten Schlagzeile nachjagen. Auch viele Politiker trachten nach medialer Dauerpräsenz. Und es mag auch unter uns Politikern solche geben, denen die hohe Drehzahl des Medienbetriebs gefällt, weil sie es scheinbar erlaubt, komplexe Vorhaben so vereinfachend darzustellen, dass die erwartete kritische Debatte harmlos bleibt oder gar ganz ausfällt.

Auch wenn die Medien nicht für alles Verantwortung tragen, was uns an der Beschleunigung des politischen Betriebs missfällt, so glaube ich doch, dass Sie, die Mitglieder und Partner der Bundespressekonferenz, etwas tun können. Gerade aus Ihrem Kreis können Anstöße kommen, um die etablierten Standards des Journalismus in die Welt der modernen Medien zu übersetzen.

Tissy Bruns, die leider viel zu früh verstorben ist und deshalb dieses Jubiläum nicht mit uns begehen kann, sie hat schon 2007 in diese Richtung nachgedacht. Damals war sie Vorsitzende der Bundespressekonferenz. Ihr Buch trug den wenig schmeichelhaften Titel: "Republik der Wichtiguer. Ein Bericht aus Berlin". Fertige Lösungen gab es damals so wenig wie heute. Aber Frau Bruns hat sich auf den Weg gemacht, und das zählt. Und sie hat andere angeregt. Und mit viel Respekt lese ich heute manch kluge Betrachtung über die Medienmoderne, die von Autoren aus Ihrem Kreis verfasst wurde.

Zweifellos befindet sich unsere Gesellschaft in einem Anpassungsprozess, die Medien als Pfadfinder der Informationsgesellschaft vorneweg. Wir alle müssen umgehen lernen mit der beständigen Zunahme verfügbarer Informationen und ihrer beschleunigten Verbreitung. Wir müssen umgehen lernen mit der wachsenden Verfügbarkeit von Information an jedem Ort und zu jeder Zeit. Und wir müssen unter veränderten Bedingungen neu lernen, die Seriosität von Informationen und Quellen kritisch zu hinterfragen. Darin liegt eine besondere Verpflichtung für den Online-Journalismus und zugleich auch eine große Chance. Wenn die Fundstelle im Internet den Namen einer etablierten Zeitung oder eines renommierten Senders trägt, kann das in der Tat ein Qualitätssiegel sein. Zudem kennt die virtuelle Welt ihre eigenen Mechanismen, um Fakten zu prüfen und damit Vertrauen zu stiften.

Nicht zuletzt müssen wir unterscheiden lernen zwischen schneller Information und schnellem Urteil. Was schon für die Information gilt, das gilt umso mehr für den Kommentar. Ein durchdachter Kommentar kann nie so schnell fertig werden wie eine Live-Schaltung, weil es eben um mehr geht als aktuelles Geschehen, um mehr als die Oberflächenstruktur der Ereignisse. Intellektuelle Leistung kennt Grenzen der Beschleunigung, und sie lässt sich auch nicht einfach an Maschinen delegieren.

Das ist ein Glück, denn es sind genau diese Menschen – Journalisten! –, die trotz aller Anpassung an moderne Gegebenheiten dafür sorgen, dass grundlegende Werte nicht erodieren. Und genau deshalb existiert bis heute, was seit Jahrzehnten totgesagt wird: Qualitätsjournalismus. Ich finde ihn jeden Morgen in den Blättern, ich höre ihn im Radio, ich sehe ihn am Bildschirm. Deshalb kann ich mich den Kulturpessimisten nicht anschließen, die im Medienbetrieb nur eine Abwärtsspirale sehen, die nur noch Hype oder Verflachung beobachten, nur noch Nabelschau oder Deformation entdecken können.

Schauen wir uns doch um: Es gibt weiterhin und in erheblichem Umfang das, was mein Amtsvorgänger Horst Köhler Aufklärung und Haltung genannt hat. Es gibt die aufklärerische Nachricht, die detailreiche Investigation, die große Analyse, das tiefgründige Erklärstück, auch den mutigen Einwurf, der sich gegen den Mainstream stellt. Es gibt die ausführliche Reportage, und es gibt das Feature, in dem das Nischenthema seine Chance erhält. Und es gibt – wie bereits erwähnt – sogar die kritische Reflexion des Journalismus über sich selbst.

Der deutsche Journalismus hat mehr Grund, selbstbewusst zu sein, als die Debatten über ihn manchmal vermuten lassen. Der Journalismus hat etwas zu sagen, er hat etwas zu erzählen.

Als ich vergangenen Herbst beim Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger, beim großen Zeitungskongress zu Gast war, da war viel vom Zeitungssterben die Rede. Aber ebenso viel von der Hoffnung auf eine neue Phase des Informationszeitalters, in der es gelingen wird, Informationen auf neue Weise gewinnbringend zu verbreiten. Gewinnbringend deshalb, weil es auch künftig Nachfrage geben wird. Das Bedürfnis nach Fakten und solider Information, nach Erklärung und Einordnung von Geschehnissen in große Zusammenhänge, nach vertrauenswürdigen Quellen – all das wird bleiben. Dieses Bedürfnis haben die allermeisten Menschen. Auch die junge Generation hat es, sie bedient sich nur neuer Medien. Diejenigen, die heute lernen, sind im Durchschnitt bestimmt nicht weniger klug oder anspruchsvoll als die Generation der Gründer der Bundespressekonferenz. Aber die Art der Wissensaneignung, die Halbwertszeit von Interessen, die Dauer und die Amplituden von Debatten, die haben sich verändert.

Das bedeutet für Medien – ob in Berlin oder anderswo – nicht den Untergang. Es bedeutet allerdings eine nachdrückliche Einladung zum Wandel. Und für das, was an manchen Schulen Medienerziehung genannt wird, bedeutet es vielleicht auch den Merksatz: Sei skeptisch, wenn um 11.07 Uhr über einen neuen Vorwurf gegen einen Politiker berichtet wird und um 11.08 Uhr der erste Kommentar dazu folgt.

Viele Fragen, die uns heute beschäftigen, sind uns im Prinzip vertraut. Es ist ja nicht so, dass wir den Zielkonflikt zwischen Tempo und Tiefgang nicht schon lange kennen würden. Berichterstattung war bereits 1949, als die Bundespressekonferenz gegründet wurde, ein hektisches, fehleranfälliges Geschäft. Zur Vermeidung von Fehlleistungen wurden die Pressekodizes erfunden. Die brauchen wir auch künftig – für die alten wie für die neuen Medien. Sorgfalt, Transparenz und Verantwortung sind und bleiben die Kernprinzipien des seriösen Journalismus. Und ich wiederhole gern, was ich bei anderer Gelegenheit gesagt habe: Prekäre Arbeit ist keine stabile Basis für verlässliche Inhalte. Wer an dem spart, was nur Menschen und nicht Maschinen in einen journalistischen Prozess einbringen können, der spart an der falschen Stelle.

Ich setze darauf, dass die Bundespressekonferenz ihre wichtige Rolle weiterhin spielt. Dass sie sich nicht, weder kollektiv noch individuell, dem Alarmismus hingibt, sondern der Ungewissheit über die Zukunft mit den eigenen Stärken begegnet. Es sind ja nachweislich nicht die stillsten und nicht die zögerlichsten Köpfe, die in dieser Bundespressekonferenz zusammenkommen. Wer wäre prädestiniert, journalistische Standards zu verteidigen und fortzuentwickeln, wenn nicht Sie, meine Damen und Herren?

Erlauben Sie mir deshalb, zum 65. Jubiläum meinen Glückwunsch und meine Wertschätzung für Ihre Arbeit mit einer Bitte zu verbinden, verehrte Mitglieder: Machen Sie von den Möglichkeiten dieser Institution auch künftig regen Gebrauch!

*Es gilt das gesprochene Wort.*

Quelle: <http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Joachim-Gauck/Reden/2014/10/141014-65-Jahre-Bundespressekonferenz.html>